

Simon Dach

Der Sänger der Ewigkeit und Freundschaft

Von
Pfarrrer Körner

„Ich hätte zwar der Dingen Strand noch einmal gern gegriffen“
„Dem dich, du liebes Vaterland, zu guter Letzt gefasst“
„Ich bin auf andere Lust bedacht, die Welt mit dort wird geben“;
„Du werde Himmel, gute Nacht, du müßest glücklich leben“;
„Rein Behmut, kein Beist, kein Leid gab“; „In dich dir, zu trauern“
„Empfinde Friede“ und gute Zeit fied immer deinen Moutem.

So singt Simon Dach, Memels größter Sohn, im Jahre 1655 anlässlich einer Einladung Memeler Verwandten zu einer Hochzeit; ein Zeugnis dafür, wie sehr er sich Zeit seines Lebens als treuer Sohn seiner Vaterstadt gefühlt, mochte ihn auch das Leben frühzeitig ins weite Deutschland verschlagen haben. Am 29. Juli 1605 als Sohn des Tolken (Dolmetschers) Simon Dach geboren, griff er schon mit vierzehn Jahren zum Wanderstab, um in Königsberg die Domschule zu besuchen. Ein junger Verwandter, der angehende Theologe Martin Wolter, nahm ihn nach einiger Zeit nach Wittenberg mit und von dort wieder führte ihn sein Wissensdrang nach Magdeburg, wo er, 20 Jahre alt, in griechischer Sprache eine Abhandlung über Sternendekung verfasste und auch zu verteidigen verstand. Als er 1626 heimkehrte, schwärmten die Truppen des evangelischen Grafen Magnusfeld wie des katholischen Fürsten Wallenstein durch das Land und gestalteten seine Heimfahrt zu einem gefährlichen Unternehmen. Wenige Jahre darauf ging die Stadt, der Dach die Vollendung seiner Studien verdankte, Magdeburg, in Flammen auf; Tillys Heerzaren vernichteten dieses Kleinod Deutschlands. Wie unheimliche Fackeln fallen diese Namen und Ereignisse in das Leben des jungen Dichters und geben zugleich Aufschluss über seine Zeit: Die Furie des 30jährigen Krieges raute über Deutschland, ließ Städte und Dörfer in Flammen aufgehen, verwandelte blühende Gefilde in Wüsteneien. Wie ein lähmender Alp lastete diese Not auf dem Volke. Das lehrer- und fangeständige Deutschland verstummte damals so gut wie ganz, nur eine einzige Art Dichtung blühte herrlich empor: das evangelische Kirchenlied; es war die Zeit, wo der Brandenburger Paul Gerhardt sein Kreuz- und Trostlied sang: Befiehl du deine Wege . . . wo der niederdeutsche preisgekrönte Dichter und Stifter des Gleichwörterbuchs Rist seine formvollendeten, von hohem dichterischen Schöpfung durchglühten geistlichen Vieder verfasste, wo selbst ein anerkannter weltlicher Dichter Andreas Gryphius, erschauert von den schrecklichen Leiden seines Landes, es seinem Volke als letzten Trost zurief: „Die Herrlichkeit der Erden muß Rauch und Asche werden, kein Fels, kein Erz kann stehen. Das was uns kann erodieren, was wir für ewig schätzen, wird als ein leichter Traum vergehen.“ Nun blieb wohl die Heimatprovinz des jungen Memelers von Kriegsgreuel verschont — über die Wechsel fluteten nicht die feindlichen Heerzaren der Kaiserlichen oder der Schweden. Immerhin warf der große Krieg mit seinem Fühllosigkeit und seiner Verarmung seine Schatten auf diese Provinz des brandenburgischen Kurfürsten. Dazu kam als besonderes Drama der große Tartarenfall in Ostpreußen im Jahre 1656, der 23 000 Menschen das Leben kostete, dazu verheerte die Pest wieder und wieder das Land und raffte ungezählte Tausende dahin — wahrlich eine Zeit, die ihren Kindern mit Flammenchrift den Gedanken der Vergänglichkeit alles Irdischen eindrückte und das Heimweh nach der ewigen Heimat mächtig entfasste. Aus dieser Zeitstimmung heraus ist die Muse Simon Dachs am besten zu verstehen. Was der verdunkelte Jüngling in lateinischer und griechischer Sprache geschaffen in den ersten Jahren, da er als Konrektor der Domschule in Königsberg kläglich genug sein Leben fristete, ist für die große Welt verklungen, mochte er deshalb von seinen Zeitgenossen noch so sehr gepriesen worden sein und auf diese Weise auch seine Beförderung zum Professor der Dichtkunst an der Königsberger Universität erreicht haben. Was von ihm geblieben ist für die Nachwelt und was ewig bleibenden Wert hat, sind seine Ewigkeitslieder, in denen gleichsam das ganze Leid jener Zeit mit dem verzehrenden Heimweh nach einer bleibenden Stätte des Friedens verkörpert erscheint. Dabei mag es uns selbstam genug berühren, daß gerade das Bedeutendste, was er auf diesem Gebiete geleistet hat, so zu sagen bezahlte Arbeit gewesen ist. Als Lehrer der Domschule war er verpflichtet, die Leichenbegängnisse mit Gesang zum Friedhofe zu begleiten. Da trat man nun des Biteren an den wohlbekanntesten Dichter von jenen der Leidtragenden mit der Bitte heran, doch für den besonderen Trauerfall ein Sterbelied zu verfassen. So dichtete er anlässlich des Todes des Bürgermeisters der Altstadt in Königsberg Hüb Lepner: „D wie selig seid ihr doch ihr Frommen, die ihr durch den Tod zu Gott gekommen“, ein Lied, das regelmäßig in der liturgischen Andacht am Totenfest in der Johanniskirche erklingt. Einer seiner besten Freunde, der kurfürstliche Rat Robert Robertie, hat ihn in einer ersten Stunde um einen besonderen Sterbegesang, der ihn einst auf seine letzte Reise hinausgleiten sollte. Simon Dach willfahrte der Bitte und so entstand sein unvergängliches Gebet: „Ich bin ja Herr in deiner Macht, du hast mich an das Licht gebracht, du unterhältst mir auch das Leben. Du kermest meiner Wunden Zahl, weißt, wann ich diesem Jammerthal auch wieder gute Nacht muß geben. Wo, wie und wann ich sterben soll, das weißt du, Vater, mehr als wohl.“

Wahrlich, ein gewaltiger Sang, in dem kein Wort zu viel gesprochen ist, wo jede Zeile vom Hauche der Ewigkeit durchweht ist. Dabei merken wir nichts von einer verzweifelt, müden Stimmung eines Weltkummeres, im Gegenteil, fröhlicher Glaube ist es, der immer heller hindurchbricht: „Rein nein, ich weiß gewiß mein Heil, du lässest mich, dein wahres Teil, in deinem Schöße selig sitzen.“ „Dieweil ich lebe, war ich dein, jetzt kann ich meines Fremden sein.“

Wir begreifen es wohl, wie die alten Preußen, jenes Heldengeschlecht des Heldenkönigs Friedrich des Großen, dieses Lied in der Schlacht bei Jorndorf als ernste Todesmahnung, aber auch als gewaltigen Triumphgesang anstimmen konnten. Unser Geschlecht hat seit 100 Jahren wieder Verständnis gefunden für die monumentalen Tonwerke eines Sebastian Bach; wir erbeben, wenn wir in Brahms' deutschem Requiem die sieghafte Fuge hören, die den Schmerz des Sängers abläßt; des Gerechten Seele ist in Gottes Hand und keine Dual

Doppelberuf als Jurist und Dichter, gewissermaßen seine Sturm- und Drangperiode der Jahre 1855 bis 1866, bis er als Richter nach Königsberg versetzt wurde. Nachdem Wichert sein Staatsexamen 1858 bestanden hatte, übernahm er ein Kommissorium in Memel, dann 1860 in dem litauischen Marktflecken Prökuls, wohin er endlich nach zehnjähriger Verlobungszeit seine Heirat heimzuführen konnte, die Tochter des Rechnungsrats Schwarzenberger in Königsberg. Es war eine harte Schule des Lebens, die das junge Paar erwartete, ein Leben

... gelassen hat. Aber du hast Recht; Wir sind keine Glückseliger ex officio! —

Deine Memeler Landsleute sind stellenweise eine kuriose Nation. Heute nur das Kapitel von der Anglomanie. Daß hier die Kinder nicht Georg heißen, sondern „Djordische“, nicht Marie, sondern „März“, usw., versteht sich eigentlich von selbst. Neulich schickte aber eine Witwe Todesanzeigen dieser Art herum: „Gestern entriß der unerbittliche Tod usw. meinen geliebten Mann pp. (britischen Untertan) usw. — Allerneulich ist sogar ein eigener englischer Prediger hergerufen, Mister Hareland, der nun den c. 4 Leuten, die wirklich von Natur Engländer sein oder gewesen sein mögen, und einigen Narren, die alles drum geben, für Engländer zu gelten, sonntäglich die haarsträubendsten Geschichten erzählt und unter anderem am vorigen Sonntag, ohne einen Spaß machen zu wollen, die Versicherung gegeben hat, daß es nicht Sache des Glaubens, sondern Befund der Wissenschaft sei, daß die Höhe 45 000 Fuß unter dem Erdboden anfangen. — Der englische Vizekonsul hofft übrigens, wie man sagt, mit dieser Kirchendienerei ein Geschäft zu machen. Bewundere seine Logik: Es ist nämlich englisches Gesetz, daß bei jedem wirklichen englischen Konsulat ein Geistlicher von der englischen Staatskirche angestellt sein muß. Nun kehrt unser Vizekonsul den Satz um und sagt: Wo ein englischer Geistlicher angestellt ist, muß auch ein wirklicher Konsul eingerichtet sein, also macht mich zum Konsul und gebt mir das dazugehörige Gehalt! — Nicht wahr? Diese Engländer sind doch ein praktisches Volk und man kann von ihnen lernen.

Mit der lieben Märzsonne fängt sich der Handel hier munter an zu rühren. Schiffe werden aufgetakelt, Mannschaften rudern, Dampfboote paddeln auf dem Tief herum, Schiffe gehen aus und kommen ein — und die Blütezeit der schleimigen Arztee begunt. Das ist für den Lumpen Kommissarius hier die zweite Teufelszeit; die erste liegt kurz vor Weihnachten, wo eine Unmasse von Warenforderungen geltend gemacht werden, um dem gräßlichen Drachen „Verjährung“ zu entkriechen. In März ist es nun wieder freilich hier allezeit ein bedeutendes Geschäft gemacht. Da die russische Grenze so nahe ist, gibt es kein besseres Mittel für Memeler Kleinbürger, als nach Rußland auf Arbeit zu gehen. Bekommt dann der Schnapsgläubiger rechtzeitig von diesem Unternehmen Wind, so resigniert er: „Du bist dir nur des einen Triebes bewußt, o lerne nie den andern kennen“, und legt einen unbarmherzigen Arret auf den Paß des Aermsten, wenn nicht gar auf seine Person. Ja! Ost genug wird so ein verregener russischer Zupfande noch saust aus dem Postwagen gezogen, wenn er bereits die Pelzstiefel angezogen und die Schlafmütze über den Kopf gezogen hat. Nun leb' wohl! Herzliche Grüße noch an Senstleben. Vergiß nicht deinen alten Freund Ernst.

Sudermanns litauische Geschichten

Von
Käte Janz

Der Heydekruger Kreis hat uns zwei Männer geschenkt, die weit über die Grenzen ihres engeren Heimatlandes hinaus berühmt geworden sind. Sudermanns „Heimat“ gelangte in den vier Jahren in London und Paris zur Aufführung, und die viel jüngere und viel modernere Kunst Alfred Bruckners gelangte nach vor kurzem die größten Bühnen Deutschlands. Nichts wäre verkehrter, als die beiden in einem Atem zu nennen. Dieser ist Beobachter, jener Dichter. Der eine nimmt es mit den Trivialitäten des Lebens auf, — und er hat sich nie ganz davon freimachen können, — der andere schafft eine Phantastik daraus. Alfred Bruckner ist überall und nirgends zu Hause, Sudermanns Kunst durchaus bodenständig, denn die Heimatgenossen, die heimlichen Bräute sind ihm am geläufigsten und — liebsten. Darum soll heute von ihm die Rede sein, denn er ist einer der unsren.

Die Kritik, wenn auch von ihm mißachtet und sogar literarisch bekämpft, ist sich klar, daß die kurze Verknüpfung — er brachte es bis zum Mededichter —, nicht Erfolg eines dramatischen Könnens war, sondern einer Zeit, die die Genationen des Tages: Lebemannum, vertrat, Karriere, Theaterlorit, Verführungsraffinement, Revolvergeschüsse usw. auf der Bühne zu sehen liebte in sozial-tendenziösem Gepräge und jener neuromantischen, spannenden Kleintechnik. Es war vielleicht ein Unglück, daß „Die Ehre“ ihm den ersten großen Erfolg brachte und seine Erstlingsroman „Frau Sorage“, „Kägensteg“ fast unbeachtet blieben. Denn nun folgte Schauspiel auf Schauspiel. Und in dem Drange, berührt zu werden, — er kannte die Fische seines zeitgenössischen Theaterpublikums zu gut —, geriet er auf Wege, die ihn von seiner eigentlichen Kunst, dem Erzählertum, abwärts führten. Die Erzählungen dieser Periode („Solantis Hochzeit“, „Es war“, „Hohe Lied“) sind in ähnlichem Sinne geschrieben wie die Schauspiele. Da erschienen 1917 „Die litauischen Geschichten“ aus der Feder des nun schon Sechzigjährigen und bewiesen durch ihre Schlagkraft, daß interessante Theaterstücke und theatertechnische Höchstleistungen niemals jenen Jungbrunnen ergeben können, der aus geliebtem Heimatboden quillt. Hatte Sudermann in seinen früheren Erzählungen die Geschehnisse auf ostpreussischem Boden verplant, so hat er jetzt das ostpreussische, litauische Volkstum selbst zum Thema, jenen Menschenschlag, bei dem sich so merkwürdig Robustheit mit abergläubischer Buchsamkeit paart.

Wir freuen uns, daß Sudermann in diesen herzhafte Erzählungen mit ihrem gemütvollen Humor, ihrer schlichten Gesinnungswahrheit sein ostpreussisches Herz bewahrt hat. Wer „Jons und Erdme“ gelesen hat, muß herzlich lachen über diese

Der Glockengießer

Von
Lisbeth Purwins-Irritié

Und der Dichter nahm sie alle,
seines Lebens Goldmetalle:
All' die kupferroten Tränen,
seiner Seele Jugend' Sehnen,
seiner Liebe Bronzegeißel,
ihren Schimmer süß und hold,
und das bleiern schwere Leid
seiner größten Einsamkeit,
all' die feinen Silberstreifen,
seiner Seele heilig Reifen,
ihre höchsten Pforten
und des Herzens tiefste Wunden . . .
Mitternächtl'ich brennen Dichter.
Schmelzt dort sein Metall der Dichter.
Sieht es in die Form hinein.

Klangreich soll die Glocke sein.
Und die Menschen lauschen jenen
weihewollen, tiefen Tönen,
die sie auf zum Festtag rufen
vor die heiligen Altarstufen
hebr' Kunst und reiner Stille,
lauschen jener Klagesfülle,
jenem reichen Sonntagsläuten,
das sie abnungsvoll nur deuten.
Und der Glockengießer müde,
übernächtl'ig, schlüfret: Friede . . .
Eingeschmolzen sind sie alle,
seines Lebens Goldmetalle.
Käuten seine Lust und Schmerzen
nun in tausend Menschenherzen.

rührt sie an — hier ist der Geist, der Dach und Brahms zu ihren Werken getrieben, der in kindlichem Glauben an seinen Herrn und Erlöser dem Vater im Himmel über die Erde hin die Hand reicht und über Tod und Not triumphiert; wann wird die Zeit kommen, da unser Geschlecht, müde der allzu weichen Kost in der herrschenden Literatur wieder zu den kernigen, klingenden Viedern der Vorfahren zurückkehrt, um dort zu gefunden? Wiederum mitten in den Viedern, die die harte, trockige Sprache Luther's reden, Töne der zartesten Innerlichkeit: „Gott, du kennst wohin alles was mich kränket Und wonach mein Sinn Tag und Nacht gedunket. Niemand weiß um mich, als nur du und ich.“

Schenkendorf, einen anderen Dichter der ostpreussischen Heimat, glaubt man in dieser zarten Stimmung zu vernehmen.

Indes werden wir der Bedeutung Simon Dachs bei weitem nicht gerecht, wenn wir ihn nur als den Dichter der Ewigkeit, der Himmelsehnsucht würdigen. Ein wunderlicher Zufall sagte es, daß der Konrektor der Domschule und nachmalige Professor der Dichtkunst in Königsberg eine Anzahl gleichgesinnter, für die Poesie aufgeschlossener Männer fand, die bald Bande inniger Freundschaft verknüpfte. Die wichtigsten waren der schon oben erwähnte kurfürstliche Rat Robert Robertie, der „Mäzen“ der kleinen Schar, der Demorganist Heinrich Albert, der eine Fülle Melodien zu geistlichen Viedern verfasste, endlich, außer den beiden Königsberger Pfarrern Georg Berner und Georg Weibel, der Professor der Berechnung Valentin Tillo, in der Geschichte der Literatur bekannt als der Königsberger Dichterkreis, der sich in der Kurbislaube Alberts zu einer eblen Gemeinschaft zusammenschloß. In solchen Stunden angeregter Geselligkeit, wo weiterer Witz mit geistvollem Ernst abwechselte, konnte Simon Dach das schwere grüblerische seiner Natur eine Zeitlang vergessen und dafür ein heiteres, anmutiges Wesen an den Tag legen, das sich denn auch in einer ganzen Reihe seiner Gedichte widerspiegelt. „Dieser Tag soll unser sein, weg, besorgtes Weh! Freude her! Vertreibt die Pein auf die wilde See!“

Solch einer frohen Stunde verdankt wohl auch sein „Lob der Freundschaft“ ihr Dasein, ein Lied, das wir unbedingt zu den Perlen des deutschen Volksliedes zählen können und als solches noch heute aus tausend frischen Kehlen erklingt:

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundschaft halten kann.

Diesem anderen Simon Dach, der da unter Fröhlichen den Geist reiner Fröhlichkeit entfalten kann, möchten wir wohl auch jenes Lied gern zuerkennen, das als „München von Tharan“ seinen Stegweg durch alle Gane Deutschlands gemacht. Neuerdings wird Simon Dachs Autorität in einem Aufsatz bestritten und die Bemerkung daran geknüpft, daß ohne dieses Lied der Dichter allgemein vergessen, nur in den Büchern der Wissenschaft würde sein Gedächtnis bewahrt werden. „Unseres Erachtens dürfte in der Frage nach der Herkunft jenes Liedes das letzte Wort nicht gesprochen sein. Jedenfalls bleibt uns Simon Dach, Memels Sohn, lieb und wert als der Sänger des ewigen Heimwehs wie als Sänger der Freundschaft.“

Ernst Wichert in Memel

Von
Paul Wichert

Aus dem umfangreichen Briefwechsel, der den Dichter Ernst Wichert (geb. den 11. März 1831 in Ansternburg) mit seinen Freunden verband, ist wohl der mit seinem ältesten Studienfreund Professor Dr. Heinrich Bohn (geb. in Memel) der interessanteste, da aus ihm das Charakteristische seiner Persönlichkeit am stärksten hervortritt, wie ja das Meinmenschliche an diesem Dichter das Bewunderungswürdigste war. Der Briefwechsel mit Bohn umfaßt Wicherts Vorbereitungszeit zu seinem

unter Verhältnissen, die man heute nicht mehr als erträglich ansehen würde. Es gehörte die ganze ostpreussische Fähigkeit, Einfachheit und Genügsamkeit dazu, hierin sein Glück zu finden. Aber Ernst Wichert war von ihm von Jugend an nicht veröhnt und hatte als größten Schatz sein reiches, tiefes Innere, als einen goldenen, unerschöpflichen Lebensquell. So brachte er in inniger Herzensgemeinschaft und beglückender Arbeit vier Jahre hin und lebte, wie er selbst sagte, mit seinen 500 Thaler jährlich sogar ganz sorglos und behaglich, da er stets mehr hatte, als er brauchte.

Professor Dr. Heinrich Bohn hatte sich in Königsberg als Kinderarzt einen Namen gemacht und Pauline Schwinz, eine Grobnichte des Staatsministers Theodor von Schön, geheiratet, die, wie bekannt, noch heute in Königsberg hochbetagt lebt und sich auf dem Gebiet der Frauenbewegung rühmlich hervorgetan hat. Mit Bohn als Mitbegründer ihrer Studentenverbindung Palmburgia stand Wichert schon seit der besten Studentenzeit in einem brüderlichen Freundschaftsverhältnis, das in ihrem Briefwechsel den schönsten Ausdruck fand. Die Eindrücke, die Wichert während seiner Kommissoriumszeit in Memel und Prökuls von dem Vitauerium empfing, sind für sein dichterisches Schaffen von hoher Bedeutung gewesen. Sie reisten in seinem Erstlingsroman „Aus ausländiger Familie“ und in seinen berühmtesten Dichtungen, den „Litauischen Geschichten“. Er hat den Vitauer, diesen besondern Typus eines urwüchsigen Volkscharakters, erst entdeckt und der Welt und der Literatur erschlossen. Alles, was er als Mensch und Jurist dort im äußersten Winkel Preußens erlebt und erschaut, schlug sich in diesen schlichten und doch bis zum Schluß spannenden Erzählungen nieder, denen nichts anderes von ihm gleich zu sehen ist.

Aus dieser Periode seines Lebens ist folgender Brief an seinen Freund Heinrich besonders charakteristisch:

Memel, den 25. März 1860.

Mein bester Heinrich! Vielleicht noch niemals in meinem Leben habe ich einen so einsamen Geburts-tag verlebt, als den letzten. In Memel wußte natürlich keine Seele darum, ich hätte ebenso gut gar nicht geboren sein können. Um so inniger notierte ich denn den Kal. Preussischen Post- und Eisenbahnbehörden meinen Dank, daß sie mit anerkennenswerter Pünktlichkeit die Briefe der beiden Menschen, die mir auf der Welt am liebsten sind, trotz des Sonntag-rechtzeitig zu mir beförderten. Daß dein Brief mich ein wenig überraschte, versteht sich von selbst; als ich ihn las, wußte ich mich schon in Königsberg. Leider schwimmt diese Stadt für mich wie eine fata morgana über der Wüste. Seitdem die Aussicht auf Danzig verloren ist, zieht sich mein Horizont wieder sehr eng zusammen und selbst, wenn ich auf den Memeler Feuerturm heraufsteige, der doch an hundert Fuß hoch ist, erblicke ich nicht das gelobte Land, in dem mir meine Frau einmal die erste Suppe kochen wird, — des ersten Bratens gar nicht zu gedenken! So lebe ich noch immer von einem Tage zum andern und wünschte mit dir sagen zu können: Wenn der Schnee schmilzt, wird sich's finden.“ Ich liebe literarisch hier so abgehepelt, daß ich a. B. erst vor acht Tagen eine Nummer des „Deutschen Museums“ vom 19. Januar in die Hände bekam, in der ein längeres Gedicht „Düsemärchen“ abgedruckt ist. Ebenso weiß ich, daß im Hamburger Stadttheater mein Schauspiel „Licht und Schatten“ mit Erfolg gegeben und mehrmals wiederholt ist, ohne eine Kritik von dort zu Gesicht bekommen zu können. Indessen arbeite ich rüftig fort an Neuem. Meine Tragödie „Der Wüthung von Samland“, von der mir einmal Weihnachten bei aus-gelächtem Licht sprachen, ist fertig und liegt zum Abschreiben bereit. Ein paar kleinere Gedichte hat der Winter auch gebracht, und so kann ich im ganzen mit meiner Tätigkeit zufrieden sein. Es fehlt mir nur noch ein guter Freund von jener Sorte der geschätzten Korrespondenten für 25 Blätter und Blätchen, die es sofort in alle Welt ausbreiten, wenn einer ihrer Lieblinge irgendwo einen literarischen

dralle Weib, das Blutarm wie ihr Foua, von dem Verlangen nach eigener Wirklichkeit geradezu besessen und von der Natur mit allen Gaben ausgerüstet ist, diese zu erwerben: Sie hat starke, kräftige Arme, ein Gemüß, das es nicht allzu genau nimmt, und ein Maulwerk, das es mit jedem aufnimmt, nur nicht immer mit dem Moorvogel, denn der sieht bis auf den Grund. Und im Grunde ist die Erdme nicht schlecht. Sie hat der kranken Nachbarin beigegeben, sie hat später mit ihrem Mann das gestohlene Gut auf Heller und Pfennig bezahlt, obgleich man sie nicht aufgefordert hat. Sie hat nur ein Grundübel: sie will zu hoch hinauf. Ihre Zukunftspläne steigern sich bis ins Phantastische: „Meine Kinder sollen dereinst in Samt und Seide gehen und Mittergutsbesitzerinnen werden,“ denn sie sind jetzt schon reiche „Wesirtdöchter“. Dabei stehen im Stall zwei Kühe und ein abgemagertes Pferd, und der Garten und das 2 Hektar große Weideland ist so farger Boden, wie ihn nur die Kermis der Armen ihr eigen nennen. — Diese Erzählung ist farg wie der Moorboden selbst, großmütig, wie die Menschen, die darin handeln, und zuweilen schießt eine schärfste Bemerkung des Autors mit unter, die sich selber ergötzt an diesen spitzbübischen und doch so harmlosen Menschenkindern.

Ein ganz anderes Kolorit hat „Die Reife nach Tiflis“. Der Kasas Balagus ist von Natur ein schwacher Mann, gutmütig zwar und von einer Feigheit, die mehr Laßheit ist. Der Funke glimmt wohl in ihm, aber seine zarte Frau mit dem Madonnen-gesicht kann ihn nicht spüren. So erlischt er fast, als die neue robuste Magd, die Buße, ins Haus kommt. Ihrer sinnverwirrenden Fleischlichkeit kann er nicht standhalten, aber auch nicht ihren Beredungskünsten und Plänen, die schwarz wie die Nacht sind. In dem Weidengebüsch, das so dicht um das Grabenwasser steht, ihrem allabendlichen Stelldichein, wird der Moorplan geschwieben: Eine Vergnügungsfahrt nach Tiflis mit dem Segelboot soll auf dem Rückwege unglücklich verlaufen, aber nur für Jndre, denn er würde sich durch den mitgenommenen Winesgürtel retten. Aber es kam anders, als die Buße gedacht. Der Kasas war noch kein Verlorener, und der Funke in ihm sollte lichterloh brennen. Draußen bei den fremden Menschen gingen dem Manne die Augen auf über die Schönheit und Güte seines Weibes, und ihre fürchtigen Augen, die Schreckliches zu ahnen schienen, rührten ihn so tief, daß sie seine Seele von dem lastenden Druck und der brütenden Stumpfheit befreiten, so daß die Rückreise einer feigen Brautfahrt gleich angetreten wurde. Aber die Wundenburger Erde, die jeder Fischer fürchten muß, hat das kommende Glück für immer vernichtet. Der Autor entrollt uns seinen gigantischen Kampf mit den Wunden, sagt nichts von der selbstlosen Tat des Kasas. Während ist es zu lesen, wie man später die Jndre auf dem Wasser treibend findet, weil sie den Winesgürtel vom Kasas unbefonnen hat. Diese Unausgesprochenheit, dieses Antastens gibt der Novelle einen Stimmungsgelbst, wie er nur großen Erzählern gelingt, die Maß zu halten verstehen.

Nicht auf derselben Stufe stehen die beiden anderen Erzählungen „Mits Bumbullis“ und „Die Magd“. Weider Stoff ist etwas unheimlich, ein Hintereinander von Geschehnissen, das die Klarheit und Durchsichtigkeit der Personen stört. Er ist nicht frei von Zufälligkeiten. Die Zeichnung der Charaktere, besonders in der „Magd“, ist vorzüglich, aber es fehlt ihnen die Intimität, ihr Eigenleben, wie es in den beiden anderen Novellen so prächtig zum Ausdruck kommt. Mits Bumbullis Liebe zu dem Großhändler des von ihm erschossenen Hegemeisters ist zwar sehr rührend, aber doch zu überspannt, ebenso der Haß der angeheirateten Frau zu dem Kinde, der an die böse Stiefmutter im Märchen erinnert. Es ist alles ins Uebernatürliche, Krankhafte gesteigert, und um dies glaubwürdig zu machen fehlt die schöpferische Kraft der Phantasie.

Alles in allem können wir den litauischen Geschichten in Endermanns Werk den ersten Platz anweisen, und besonders wir Memelländer sind stolz darauf. Wie wert dem Dichter selber diese Erzählungen sind, geht aus Bemerkungen hervor, die er in dem 1922 erschienenen prächtigen „Wilderbuch meiner Jugend“ machte: Während er begierig nach interessantem Stoff für Schauspiel und Roman suchte, ahnte er damals nicht, wie nach ihm dieser lag, nämlich in dem Volkstum seiner Heimat. Möge er uns noch mehr davon beschreiben und möge ihm noch Jahre glücklichen Schaffens beschieden sein. Das wünschen wir ihm von ganzem Herzen.

Alfred Brust: „Himmelsstraßen“

Von Alfred Brust liegt ein erster Band Prosa vor. Unter dem Titel „Himmelsstraßen“ hat der Dichter zusammengestellt, was er in den letzten Jahren hier und dort verstreut in Zeitungen veröffentlicht hat. Für den, der in der Lage gewesen ist, Alfred Brusts geistige und künstlerische Entwicklung zu übersehen, bietet der Band mithin nichts eigentlich Neues, wer dem Dichter indessen menschlich fernher steht, wird gerade diese zusammenfassende Veröffentlichung als ebenso aufschlußreich für die organische Einheitlichkeit seines Künstlerums empfinden wie etwa die in dem Band „Epile“ nebeneinanderstehenden dramatischen Schöpfungen. In dem Buch sind 19 Einzelarbeiten um den schönen und anschaulich fassbaren Begriff der „Himmelsstraßen“ gruppiert, in prosaischer Form alle gehalten, alle aber ganz dichterisch gesehen und gestaltet. Das Stoffliche liegt so gut wie überall auf gleicher Linie: es sind keine Erzählungen mit Handlung und Geschehen, man könnte eher von Legenden sprechen, soweit man als „Legende“ einen bildhaften Vorgang bezeichnen will, dessen Sinn in einer Deutung auf ideale Beziehung liegt, sei es eine solche religiöser, ethischer, kosmischer oder transzendentaler Art. So bringt Brust unmittelbar heiligen Legenden, in deren Mittelpunkt der Heiland oder Gott der Herr selbst stehen, wie in der wunderbar tiefen Legende vom singenden Fisch, die jedem Freund seiner Kunst schon aus dem gleichbetitelt, dramatischen Werk bekannt ist. Er zeigt weiter den Heiligen, den nach Segnung und Erlösung Verlangenden im Kleid des Menschen, er zeigt die kosmische Macht, wie sie in geheimnisvoller Geburt Gestalt und Gehalt wird. Bei Brust

ist immer wieder ergreifend die aus der Tiefe eines wahrhaft frommen und gläubigen Herzens quellende Kraft, das Kleinste und Kleinste in seiner dunklen Verwurzelung mit dem Weltgedanken zu seihen. Das ist eine durch sein dichterisches Weltgefühl so notwendig gegebene Voraussetzung, daß es gleichgültig und belanglos wird, dem Entwicklungsgang dieser gedanklichen Voraussetzung nachzuspüren. Was bei ihm innigstes, gläubiges Erlebnis ist, muß es auch für den werden, der als Aufnehmender an seine künstlerischen Zeugnisse herantritt. Wo dieser letzte seelische Gleichklang nicht gespürt wird, muß freilich immer ein nicht begriffener Rest übrig bleiben. Allein auch dadurch wird der künstlerische Eindruck nicht eigentlich geschwächt. Unverkörpert ist immer der dunkle Reiz des Geheimnisvollen, des im tiefen Untergrund des Begreifens stimmungsvoll Schwebenden, das mit schwerer Wucht gefangen nimmt. So mag letzten Endes der Dichter im Recht sein, der dies Gesangnehmen, dies Ergriffensein durch Ahnung schon als Bahn zum Innwerden des Gottes bezeichnet, den er wahrhaft gesehen hat. Gesehen mit jener unbedingten Ueberzeugung, wie sie der Mystiker von je gekannt, und wie sie Wilhelm Schäfer in Hindis auf Svedborg so formulierte hat: „Ich sehe, was ich glaube.“ Man wird bei Brust der entscheidenden Gegenfälligkeit zwischen Künstler und Publikum inne: die künstlerische Gestaltung ist die Lösung des Geheimnisses, an dem die Publikum mit stumpfen, erbschweren Methoden herumräteln. Man wird das fühlen, wenn man die Abschnitte liest, die von der Seelenfälligkeit des bildenden Künstlers sprechen. Und man fühlt es mit überzeugender Macht aus den Seiten, die Gottes Angesicht zu enthüllen wagen. Das letzte schicksalhafte, aus dem Unendlichen kommende und im Unendlichen verfliegende Warten vermag als Bild nur der Künstler, der Dichter zu zeigen. Das Vergängliche als Gleichnis wird für ihn zur tiefsten Wahrheit. Brust dringt tief in das Innere des Vergänglichen, des Menschen, mit unarmherziger Härte und mitteilvoller Barmherzigkeit zugleich zeigt er Mensch und Menschheit. Der Mensch, in seiner wüsten Trunkenheit tierischer als alles Getier, laßt, und davon sind bis auf den heutigen Tag die Steine starr vor Schreck und die Tiere vor Entsetzen stumm. Der Mensch ist erbärmlich in seiner Angst, dem ertrinkenden Seilband zu Hülf zu kommen, und er hätte das gewaltigste Werk vollbringen können, wenn er nur den Versuch gemacht hätte. Aber spendende Güte liegt doch auch in der Verheißung, daß die Seele des Heilandes aus dem stummen Fisch singen wird, wenn eine Frau ist, die sich nach dem Marienleben sehnt. Der Mensch ist in jedem Augenblick seines Lebens so grenzenlos einsam, daß er sich einen Gott erdenkt, um diese Einsamkeit ertragen zu können. Jedes Gebet ist Sehnsucht und jede Sehnsucht hat erfüllende Kraft. Aus der Erkenntnis der letzten Verlassenheit der Menschen quillt die stille Resignation: „Ich kann das Weltbild zu einem freundlicheren gestalten helfen, indem ich jedem Menschen mit Güte und einer Hand voll Achtung begegne. Solange Menschen leben, scheint es keinem von ihnen gelungen zu sein, etwas Bedeutenderes zu tun als dieses.“ Ethisches und Religiöses frömen zusammen in der bis zum Ende des Buches unablässig neu wachsenden Durchsichtigkeit mit dem Gedanken der Weltgebundenheit des Menschen, des inneren Einsseins von suchender Seele und Kosmos. Auf „Himmelsstraßen“ steht er dem Menschen.

Die Kunst Alfred Brusts ist erdgewachsen wie kaum eine andere in unseren Tagen. Literarische Formen sind für ihn etwas Naturnotwendiges, sie werden zur Erscheinung, wie der Baum Blüte und Frucht treibt. Literarientum als Großstadtsymptom ist ihm fremd; die Hoffnung, daß die neue Dichtung aus dem Volkstum heraus wachsen muß, wenn sie wieder Gestalt des Ewigen werden will, knüpft nicht zuletzt an seine starke, schollenförmige Persönlichkeit an. Daran erklärt sich auch die zunächst überraschende Tatsache, daß seine Dichtung, so dunkel und verborgen sie sein mag, doch wieder allen Volkskreisen zugänglich ist. Mit sogenannter „Bildung“ dringt man nicht weiter in sie ein als mit naturhaftem Gefühl. Arbeiter und Bauern haben ihn gedankt für das, was er ihnen gegeben hat, sagt Brust. Das Ewige der Kunst wird im Herzen der Menschen bewahrt. So sind auch die „Himmelsstraßen“ zugänglich für jeden, der mit offenem Herzen an sie herantritt, und verschlossen für jeden, der sich ihnen mit einem Kopf voll Literatur nähert.

Daß Brust unter engster Landsmann war, ist für uns in Memelgebiet eine Freude, daß er es seit einem Jahr nicht mehr ist, bedauern wir, so gern wir ihn auch jetzt noch im nahen Grenz als Nachbar begrüßen. Seine Heimat hat noch nichts

für die Pflege seiner Kunst getan: wäre es nicht an der Zeit, an einer Aufführung wenigstens der höchstenmöglichen seiner Schauspiele heranzugehen? „Der singende Fisch“, „Die Schlacht der Heilande“, „Der ewige Mensch“, sind längst über deutsche Bühnen gegangen, „Die Wölfe“ vor kurzem in Wien und sogar in Riga aufgeführt worden. Wird das Memeler Schauspielhaus im bevorstehenden Winter der schuldigen Pflicht der Heimat gegen ihren Dichter nachkommen wollen? Erfreulicherweise besteht die Hoffnung, den Dichter im Herbst wenigstens am Vortragstisch bei uns zu sehen.
Dr. Kp.

Isibeth Purwins - Jrittis

Neben den bereits einen literarisch klangvollen Namen besitzenden memelländischen Schriftstellern können wir heute zu unserer Freude eine neue Heimatdichterin aufzuführen, die den Lesern des „Memeler Dampfboots“ aus kleineren Erzählungen bereits bekannt ist, die aber mit einem größeren Werk, das ihren Namen auch über die Grenzen der Heimat hinausträgt, bisher nicht an die Öffentlichkeit getreten ist. Es ist Isibeth Purwins-Jrittis, deren kleine Geschichte im „Dampfboot“ Aufnahme fanden, weil wir in ihnen ein schriftstellerisches Talent zu erkennen glaubten. Das uns in diesen Tagen zugegangene stattliche Buch beweist, daß nicht Freude am gedruckten Wort oder Ehrgeiz das junge Talent der Schriftstellerin zugeführt haben, sondern ein inneres Gesetz. Mit besonderer Freude dürfen wir feststellen, daß das erste Werk von Isibeth Purwins der Heimat gilt. Tiefe Liebe zur Heimat, vollstes Verschmelzen mit ihrer rauhen Schönheit, ihren Sitten und Gebräuchen und umfassendstes Verstehen ihrer herben oft so widerspruchsvollen, nur schwer verständlichen Charaktere führten die Feder der Schriftstellerin, einer zierlichen jungen Lehrersfrau, die Geistes- und Herzensbildung in schönem Gleichklang zum Schaffen prädestiniert. Eine fein differenzierte Beobachtungsgabe beim Schauen der Dinge und Vorgänge, wie sie echten Dichtern eigen ist, unterstützt sie dabei.

Die Menschen unserer Heimat Erde treten plastisch aus den Seiten des Buches heraus auf den Leser zu. Ihr Gebaren, liebevoll aber auch oft mit grausam photographischer Genauigkeit gezeichnet, macht sie uns vertraut und zu nicht zu missenden Weggenossen, mögen sie uns nun ob ihres tragischen Schicksals interessieren oder ob ihrer über allem Irdischen stehenden Gesinnung und Handlungsweise. Allen voran prägt sich dem Leser der Großbauer Jonas Rutas, die Hauptgestalt des Romans, infolge seiner Tragik tief ein. Auf seinem Besitztum unumschränkter Herrscher, glaubt er, sogar jede Herzensregung seiner Familienmitglieder bestimmen zu müssen und zu können. Lange, bevor er ans Sterben denkt, verteilt er seine irdischen Güter samt den Menschenherzen, über die er Gewalt zu haben glaubt. Sein Sohn hat Pfarrer zu werden, seine Tochter, weil sie die Wirtschaft übernehmen soll, einen Bauer zu heiraten, den der Pfarrer, der Heiratsvermittler, gegen gute Provision befragt. So glaubt er den größten Beweis seiner Frömmigkeit, die sich vor allem im pünktlichen Besuch der Gebetsversammlungen erschöpft, gegeben zu haben, andererseits hat er, vielleicht unbewußt, dem tief in ihm wurzelnden Materialismus einen Tribut gezahlt. Krieg und eigene Herzensregung der Kinder vereiteln des Großbauern Pläne und schaffen tragische Konflikte. Schwerste Schicksalsfälle vermögen den Eigensinn und die Halsstarrigkeit des Großbauern nicht zu brechen. Aus Liebe wird das gegen Frau, Kinder und Nachbarn. Politischer Fanatismus braucht Blickleiter, und hierzu wird ihm sein Sohn, der in die Tochter des politischen Gegners verliebt ist. Wie ein faulliches Selbstbekenntnis kommt es schließlich von den Lippen des Großbauern, als er die Tochter verläßt, die Frau ins Grab gebracht hat und nun von seinem Sohn hört, daß er dem Ruf seines Herzens und nicht der Bestimmung des Vaters folgt: „Du hast jetzt alles getan, was ich nicht wollte.“ Das ist der Roman, dramatisch wichtig und spannend aufgebaut. Was den Kampf um die Heimat Erde betrifft, so erhält er seine Träger in den Vätern der beiden sich Liebenden. Die politischen Kämpfe des Memellandes sind in dichterischer Verbrämung wiedergegeben, weshalb der geschäfterte Kampf auch nicht als typisch bezeichnet werden kann.

*) Der Kampf um die Heimat Erde, Roman aus dem Memellande. Von Isibeth-Purwins-Jrittis. Druck und Verlag von W. Härtel & Co. Nachf., Leipzig.

Er ist Einzelfall und sein symbolisches Ende in der zweiten Generation dadurch, daß das Schicksal die Kinder der sich einst bekämpfenden Väter zusammenführt, ist darum nur relativ zu bemerken. Dagegen treten die seelischen Kämpfe sehr in den Vordergrund und die Heilberung der Sitten und Gebräuche unserer Heimat, besonders der litauischen, machen das Buch wertvoll. Johann, Ernte, litauische Hochzeiten, die Surinkmal usw. sind fest und niedergeschrieben. Fragen und Probleme, die das Innerste aufwühlen und wohl schon jeden einmal bewegt haben, werden aufgeworfen. Antworten geben die handelnden Personen. Liebe als das Höchste triumphiert, wenn auch über Gräbern; Menschheitswerte siegen über allen Kleinram irdischen Geschehens. Durch das Ganze klingt eine herbe, feierlich-schweremütige Weise, wie wir sie von den russischen Schriftstellern her kennen, sei es in der gegenständlichen Schilderung von Vorgängen; in den sinnierenden Menschen um. Einige reizende Lons-Geist atmende Gedichte sind eingeschlossen.

Unsere Heimatliteratur ist um ein schönes Buch reicher geworden, das man gern neben die anderen Heimatbücher stellt. Die Memelländer werden es als Spiegelbild ihrer Heimat festgewinnen, allen denen, die außerhalb der Heimat weilen, und denen, die außerhalb der Heimat leben, wird es eine kostbare Erinnerung sein, und all den anderen außerhalb unserer Landesgrenzen vermittelt es die Kenntnis von Land und Leuten unseres Memelgebiets, das seit seiner Abtrennung vom Deutschen Reich so viel von sich reden gemacht hat dadurch, daß es unerwartet in den Mittelpunkt politischer Debatten gestellt wurde. Ir.

Ein kurzer Auszug aus dem Roman noch für sich selbst reden.

Die Oktoberstürme brausen über's Land, rotbäckige Aepfel fallen reif zu Boden, es ist Herbst. Ein stiller Sonntag geht seinem Ende entgegen. Die Katrine vom Rutalichen Hof kommt eilig aus einer Versammlung. Sie schießt förmlich dahin, und aufgeregt reißt sie die Küchentür auf, wo die Bäuerin am Tisch die mächtigen Brotschnitten freißt.

„Rutene, Rutene,“ ruft sie laut, „sie hängt nun schon, ich habe es selbst gesehen.“

Die Bäuerin läßt vor Schreck das Messer fallen. „Was? Wer?“, ruft sie entsetzt, „hängt schon? Was — hat sich denn erhängt?“ — Da läßt Katrine hell auf:

„Im Kasten hängt sie, das Fräulein Etme, mit dem Lehrer Welten aufgehoben.“ Die Bäuerin hat sich still auf den Holzstuhl fallen lassen und die Hände gefaltet.

„Die Etme“ — wiederholt sie langsam mit weitgeöffneten Augen. Sie weiß nicht recht, soll sie lachen oder weinen. Und dann bricht der Jubel im Winterherzen durch, daß ihr Kind nun in treue fürsorgende Hände kommt — und sie schießt ein Dankgebet zu Gott empor. Dann rollen aber doch die Tränen, daß sie nichts davon sehen darf. Wie eine Fremde muß sie es von andern hören, daß ihre einzige Tochter am Altar stehen wird. Und wie hat sie das Kind geliebt — und liebt es noch. — Aber der Vater, kalt und unverschämlich war er, wenn es um Etme ging. Aber wenigstens selber lesen wollte sie's — denn ihr Name stand ja auch dabei. —

„Katrine, hängt der Kasten noch draußen, rechts von der Tür, wo er immer hing?“

„Ja, ja,“ nickt Katrine eifrig, „da hängt er noch. Jeder kann es lesen. Ich will nachher ihn schnell befrüngen geben mit einem Tannenzweig.“

„Dann komme ich mit,“ sagt die Bäuerin leise, „aber sage es niemanden.“

Spät am Abend, in tiefer Dunkelheit, huschen die beiden Frauen hinaus, in große Tücher gehüllt. Leise schleichen sie auf den Hof des Dorfschulzen, die Bäuerin will um keinen Preis erkannt werden. Katrine streckt ein Täglit, an das sie mitgenommen, und die Bäuerin klebt mühsam das Aufgebot ihrer Tochter. Dann hängt Katrine einen Kranz herum und steckt noch eine leuchtende rote Schleife hinein.

„Weil sie sich doch so lieb hatten,“ sagt sie flüsternd. „Ja, ja,“ nickt die Bäuerin gedankenschwer. — Da schlägt der Hofhund an. Im Hause wird es lebendig. Türen klappen auf und zu, Stimmen werden laut. Die beiden Frauen jätzen entsetzt vom Hof und eilen fluchtartig den Dorfweg hinab.

Und da lag eine Wiese, wie ein persischer Teppich vor meinem Blick. Ueberall gelbe, schimmernde Seide zwischen strahlendem Blau. Bläues Rot und leuchtendes Grün. Und darüber der seidige Glanz der Zittergräser, wie ein feiner, verhüllender Schleier. Der leichte Morgenwind hob und senkte ihn auf und nieder, daß die Farben prächtiger erstrahlten. Und hier fand ich meine blaue Wunderblume, die ich als Kind einmal gesehen und seither vergebens suchte. Der Wind neigte die schlanken, biegsamen Stiele, die man kaum sehen konnte, so zart waren sie, an denen meine Blüten hingen wie silberne Gloden, wie leuchtende Sterne, aus deren Innerstem ein heller, seidiger Glanz strahlte. Ich legte mich auf den bunten Teppich und schaute sie an. Doch über mir rauschten die Erden, und die feinen Gloden vor mir sangen alle tiefsten Melodien meiner Seele. Ich fühlte es in seltsam Erbeben: Jrgend etwas an dieser Blüte war mir verwandt. Immer hatte ich mich im Leben über Blumen gefreut. Aber dieses war ein Wunder, ein seltsames Weinen, das sich aus meiner Seele löste. Meine Tränen tropften auf die Gräser. War es ein Wiedersehen? Offenbarte diese Blüte mir die Lösung des Lebensrätsels? War jede Menschenseele einer Blüte entfesselt, und war es das Los der Menschenkinder, ihre Blume zu suchen? Ach, was wußten wir von des Schöpfers weissen Geheimnissen? Seltsam, mer die Wunderblume fand, die ihm Frieden brachte, Offenbarung! . . .

Lange, endlos lange lag ich da. In meinem tiefsten Innern alles still, als gäbe es nicht Welt und Menschen, lärmende Getriebe und eines Wertes Hammer Schlag. Ach, dieses Gefühl, das über allen Erdenbirgen steht! Nur das Rauschen der Bäume, das Klängen der blauen Gloden in der Seele.

Wann Besten das Beste



bieten dem Feinschmecker unsere erstklassigen Zigarretten

Kaff / Pico Gold
m. Goldmhl. / m. Goldmhl.

Santa / Daga
ohne Mdhf. / ohne Mdhf.

Außerdem unsere bekannten Hohlmundzigarretten

Avanti / Aras
Kedem / Kabir
Luz / Poi / Brosa

Br. Salomonu Papirosufabrikas
Kaune

David Neckschies

Vom Memeländer zum Afrikaner, so könnte man von David Neckschies sagen, der, im Memelgebiet geboren, mehr als 20 Jahre in der Wildnis Afrikas zugebracht hat. Seine Erlebnisse hat er in einem Buch „Safari-Zauber“ (erschienen bei Georg Wefermann, Braunschweig-Hamburg) zusammengefaßt, und in seiner Einleitung hierzu sagt er: „Mögen diese Erinnerungen aus 20 Jahren Abenteuerleben als Fetzer und Vokomotivführer, als Goldsucher, Jäger und Fischer mir die Mittel bieten, zurückzukehren in das Land, an dem mein Herz und meine Sehnsucht hängen und das mir eine zweite Heimat geworden ist.“ Schon aus diesen Worten geht hervor, daß Neckschies mit dem Leben und Treiben in Afrika eng verwachsen ist, und so darf man in seinem Buch mehr erwarten als amüßante Jagd- und Fischergeschichten. Tatsächlich ist das Buch neben unsere guten Afrikabücher zu stellen. Aus ihm spricht ein leidenschaftlicher Jäger von echtem Schrot und Korn, dem gefährlichste Abenteuer gewohnheit geworden sind. In dieser Hinsicht hat es jagdsachmännischen Wert. Hinzu kommt die unverwundete Natur des Verfassers, der, durch kein Schul- und sonstiges Wissen belastet, die Dinge sieht, wie sie sich zeigen und deren Zusammenhänge er sich nach seinen eigenen Erfahrungen zu erklären versucht. Man muß das klare Urteil herablassen, das Neckschies an den Tag legt. Dann aber ist das Buch auch ein einwandfreier Zeuge deutscher zielbewußter Kolonisationsarbeit, die allen anderen Nationen ein Vorbild sein kann. Wenn der Verfasser in seinem Vorwort die Hoffnung ausdrückt, dem Leser viel Interessantes zu bieten, so muß man bei der Lektüre sagen, daß diese Hoffnung sich durchaus erfüllt. Die Jagd- und Naturgeschichten sind so lebendig, daß man ihnen mit der Spannung folgt, die den Jäger selbst bei seinen Erlebnissen besetzt haben muß. Der Stil ist ungekünstelt, knapp und klar gehalten. Die Wunderwelt Afrikas und ihr geheimnisvoller Zauber nimmt den Leser gefangen und verschafft ihm den Eindruck des Naderlebens. Der Verfasser, gegenwärtig in Sziesze II (Kreis Heydekrug) wohnhaft, nimmt selbst Bestellungen auf das Buch entgegen.

Eines der spannendsten Kapitel sei nachstehend wiedergegeben:

Vierzehn Tage weihte ich in meinem Lager. Außer einer Menge Antilopen hatte ich acht schwere Elefantenzähne erbeutet.

Eines Tages ging ich mit meinem Koch und sechs Trägern auf eine längere Jagd aus. Am selben Morgen schon, nicht weit vom Lager, stießen wir auf eine große Elefantspur. Nach zweifelhafter Verfolgung kamen wir in ein Bambusfeld, das so dicht war, daß man kaum fünf Meter weit sehen konnte.

Mit einemmal blieb mein Fährtenjäger Hamis stehen, zeigte nach vorn und sprang hinter mich. Ich erschrak nicht wenig, als ich auf zehn Meter vor mir ein Mohr den schweren Körper des Elefanten sah. Mr. Christus war nicht zu denken. Auch das Blatt konnte ich kaum erkennen. Ohne zu überlegen, drückte ich auf die Herzgegend ab. Der Elefant blieb jedoch stehen. Voller Angst knallte ich ihm die übrigen Patronen des Magazins aufs Blatt und lud sofort wieder. Da machte er, als ob nichts geschehen sei, eine halbe Wendung und marschierte ruhig weiter in den Bambuswald hinein. Ich folgte auf fünfzig Meter Entfernung. Da machte er auf einmal eine halbe Wendung nach rechts, dann immer weiter nach rechts herumtschwendend.

Jetzt erst merkte ich die große Gefahr; er hatte uns den Wind abgewonnen! Zum Ausrücken war keine Zeit mehr, dazu konnten wir uns im Bambuswald nicht frei bewegen. Kaum hatte er uns gewittert, als er wild trompetend angerast kam. Ich warf mich sofort zu Boden. Meine Leute liefen natürlich wie immer voraus. Mit gehobenerm Müffel lief er über mich hinweg, wobei er mir beim Aufstehen eines Hinterbeines den Nagel des Mittelfingers der rechten Hand abquetschte. In dem Moment hörte ich auch schon sein wütendes Trompeten. Ich dachte sofort an den Tod eines meiner Träger.

Ungefähr fünfzehn Minuten verhielt ich mich ganz ruhig. Mir drohte keine Gefahr mehr, da ich mich auf der Windseite befand. Ohne meinen Hut aufzunehmen, lief ich barhaupt auf der Spur ins Freie. Ich erkletterte schnell den ersten besten Baum und rief aus Leibeskräften nach meinem Koch Padzi. Wie glücklich fühlte ich mich, als ich seine Stimme von fern hörte! Als er herankam, fragte ich sofort, wo die andern seien.

„Sijui Dwana“ (Weiß nicht, Herr), antwortete er. Nach einer halben Stunde herumjohlens stellten sich auch die fünf andern ein.

„Wo aber ist Hamis?“ schrie ich ganz verzweifelt. „Sijui, Dwana“, war die einzige Antwort.

Der brave Kerl und mein bester Fährtenjäger dazu! Es war zum Wildwerden.

Da es zu gefährlich war, in dem dichten Bambus unter dem Müffel des schwergetroffenen Tieres zu suchen, kehrten wir zum Lager zurück, um erst am nächsten Morgen die Fährte aufzunehmen, zumal Hamis ungewissheit tot war.

Am nächsten Morgen kamen wir an die Unglücksstelle. Wir fanden meinen Hut und zwanzig Meter weiter die zu Mus zerkleinerte Leiche meines armeren Fährtenjägers.

Zwei Leute, die noch weiter gegangen waren, schrien uns zu: „Zembo anna kupa!“ (Der Elefant ist tot!)

Da lag das Unglückstier. Es war der schwerste Koloss, den ich je erlegte, zehn Fuß Höhe vom Widerrist bis zur Fußsohle. Jeder Stoßzahn maß sechs Fuß acht Zoll, bei 110 Pfund Gewicht. Man

hat allerdings schon Elefanten von zwölf Fuß und Zähne von 150 Pfund erbeutet.

Nach einem sechswöchigen Aufenthalt hatte ich neben Büffeln und Antilopen acht Elefanten, vier Löwen und drei Leoparden erlegt.

Klopstock und die moderne deutsche Dichtung

(Zum 200. Geburtstag am 2. Juli 1924)

Von M. Hommer

Wenn wir heute am 200. Geburtstag Klopstocks uns auf den Dichter und sein Werk bestimmen, so geschieht es nicht aus Pietät allein, sondern eine Bestimmung auf Klopstock ist geradezu eine Forderung unserer Zeit. Die Worte Lessings: „Wer wird nicht einen Klopstock loben? Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.“ gelten für unsere heutige Zeit Gottlob nicht mehr. Tatsächlich können wir von einer Wiedergeburt Klopstocks in unseren Tagen sprechen. Schon Walzel hat in seinem Buche „Die deutsche Dichtung seit Goethes Tode“, eine Wiedergeburt, wenn nicht Klopstocks, so doch klopstockischer Stimmungen und Formabsichten für möglich gehalten. Daß auch den expressionistischen Dichtern, die mit den banalsten Klaffern nicht in einen Topf geworfen werden wollen, ihre Wesensverwandtschaft mit Klopstock bewußt ist, beweist z. B. die Tatsache, daß Theodor Däubler im Jahre 1917 neben seinen eigenen Dichtungen auch Klopstocks Oden vorlas. Auch das Publikum ist sich des Zusammenhangs moderner Dichtung mit Klopstock bewußt. Mehr als sonst werden Klopstocks Werke gelesen und es überrascht geradezu, daß einzelne Bände der Gotha'schen Klopstockausgabe vergriffen sind. Auch Vortragskünstler wie Friedrich Erhard nehmen sich unseres Dichters an und bringen seine Verse dem Volke nahe. Diese Tatsachen beweisen, daß ein Zusammenhang zwischen Klopstock und dem Expressionismus bestehen muß. Diese Zusammenhänge in aller Kürze aufzudecken, ist der Zweck des vorliegenden Aufsatzes. Dabei werden wir zunächst einen Blick auf die Weltanschauung Klopstocks werfen, aus der heraus diese Kunst entstanden ist. Aus der Weltanschauung des Künstlers ergibt sich die ihm eigene Erlebnisform. Auch hier werden wir prüfen müssen, ob und welche Berührungspunkte vorhanden sind. Die Erlebnisform wiederum bedingt die äußere Formgebung, die wir Stil nennen. So wird sich also der Vergleich auch auf den Stil beziehen. Das Ergebnis dieser Betrachtung wird dann zum Schluß die Antwort auf die Frage sein, welche Bedeutung Klopstock für die Gegenwart hat.

Klopstocks Weltanschauung ist verankert im Religiösen, und zwar ist ihre geistige Voraussetzung der Pietismus, der ein Verhältnis zu Gott sucht, das nicht wie bei Klopstocks Vorgängern und Zeitgenossen verstandesmäßig orientiert, sondern von der Sehnsucht erfüllt ist, gefühlsmäßig Gott zu erleben, mit Gott eins zu werden. Dabei läßt sich der Dichter nicht von der Gottheit treiben, sein Gottesgefühl ist nicht passiv, sondern aktiv, mit allen Kräften seiner Seele kämpft er um das Erfassen Gottes. Dieses religiöse Gesamtgefühl beschränkt sich aber nicht nur auf Gott, es umfaßt die Natur und alles Menschliche und erweckt „den Wunsch, die Welt unmittelbarer und ursprünglicher nachzuerleben, als es dem bloß verstandesmäßigen Betrachter glückt.“ So sieht er in der Natur das Walten eines göttlichen Schöpferwillens und wird nicht müde, von hier aus den Weg zu Gott zu finden. Liebe von Mann und Weib, Freundschaft, Begeisterung für Vaterland und Freiheit und für die großen Männer der Geschichte ist ihm kein Erlebnis im gewöhnlichen Sinne, sondern ein Weg, Gott, dem Schöpfer, näher zu kommen. „Fast alle Stoffe seines Gesanges“, sagt Richard Hamel in seiner Klopstockbiographie, „taucht er in das Morgenrot der Religion, der religiösen Empfindung, so seinen Patriotismus, seine Freundschaft, seine Liebe. Überall dieses Zurückgehen auf den Urgrund aller Erscheinungen, Gott. Dies gibt seiner gesamten Dichtung den Grundton des Erhabenen. Er sieht, betrachtet, fühlt, denkt alles, das Kleinste wie das Größte, im Lichte des Ewigen.“ So wird bei ihm jedes Erlebnis zum aktiven Erleben Gottes. Auch die geistige Revolution, die wir Expressionismus nennen, zeigt als Untergrund starke religiöse Tendenzen. Ähnlich wie Klopstock sieht Kasimir Edschmid in der Kunst eine „Stappe nur zwischen dem Menschen und Gott; sie zielt über den Moment nach Ewigkeit, nach dem Einfachen, Allgemeinen, Wesentlichen; denn erst unter dem Neuen liegt das Dauernde, Ewige; in gesteigerter Sehnsucht Gott zu finden, durchdringt die Schöpferkraft die Welt und steigt über sich hinaus. Das Werk wird der ergreifende Ausdruck der Sehnsucht der Zeit nach dem Unendlichen.“ Man

betont die Verwandtschaft alles Seienden, die Göttlichkeit der Welt und des Menschen. „Bis an Gott als die große nur mit unerhörter Ekstase des Geistes zu erreichende Spitze des Gefühls“ zu gelangen, bezeichnet Edschmid als die Aufgabe des Menschen. Aus der religiösen Weltanschauung Klopstocks ergibt sich ohne weiteres eine stark ethische Tendenz. Wie schon oben gesagt, begnügt sich Klopstock nicht mit einer passiven Religiosität. Aktivität verlangt er, das Erleben Gottes ist ihm kein Zustand, sondern letzte, höchste Aufgabe. In allen seinen Gedichten tritt unverkennbar die Absicht zutage, die Menschen zu Gott zu erziehen. Auch der Expressionismus hat einen deutlich in den Vordergrund tretenden ethischen Einschlag, insofern als er das soziale Einheitsbewußtsein des Menschen betont. Seine immer wiederkehrende ethische Formel lautet: „Seid gut, friedlich, liebet einander!“ Durch die Erfüllung dieser Forderung will er eine sittliche Erneuerung des Menschen erreichen, die so bitter nur tut. Zur Menschlichkeit, Brüderlichkeit, Güte, Gerechtigkeit, Liebe sollen die Menschen erzogen werden.

Die oben kurz umrissene Weltanschauung Klopstocks hat nun eine eigenartige und im Gegensatz zu seinen Vorgängern und Zeitgenossen neuartige Form des Erlebens zur Folge. Wenn man sie auf eine Formel bringen will, so darf man sagen, daß sie aktiv, enthusiastisch, ekstatisch ist. Sie beruht auf höchstgespannter Subjektivität. Er nimmt die Welt nicht als etwas Gegebenes. Vielmehr wertet er die Welt der Erscheinungen mit der ganzen Kraft seines seelischen Erlebens um. Er formt das Objekt nach den eigenen Gesetzen seines Ich. Dazu befähigt ihn seine Leidenschaftlichkeit, seine Liebe und sein Haß, sein Gefühlsrausch, seine Ekstase. Begeisterung und Pathos machen ihn zum Dichter. In ihm lebt etwas von der starken inneren Spannung der Gotik. Er entthront den Verstand, der bis dahin in allen Fragen des Lebens oberstes Gesetz war, und setzt das Gefühl an seine Stelle. Alles wird in der Blut seiner Gefühle Ausdruck und Offenbarung seiner ekstatischen Seele. Das Gegenständliche, Stoffliche in seinen Dichtungen, auch im Metrischen, spielt eine ganz nebenwärtige Rolle. Wollen wir in das innerste Wesen seiner Kunst eindringen, so müssen wir diese ihm eigentümliche Form des Erlebens herausempfinden. Das dem Dichter sein neuartiges Formerlebnis bewußt war, geht aus seinen eigenen Worten hervor. Er sagt: „Die tiefsten Geheimnisse der Poesie liegen in der Aktion, in welche sie unsere Seele fest; überhaupt ist Aktion zu unserem Vergnügen wesentlich. Gemeine Dichter wollen, daß wir mit ihnen ein Pflanzenleben führen sollen.“ Wer in der modernen Dichtung etwas bewandert ist, weiß, daß hier das Wort „Aktion“ immer wiederkehrt. Zeitströmen heißen „die Tat“, „die Aktion“. Höchste Intensität des Fühlens ist wieder Ideal geworden. Der Verstand hat Bankrott gemacht. Die letzten Geheimnisse des Lebens lassen sich durch ihn nicht entschlüsseln. Gefühl ist alles, heißt es auch heute. Der moderne Dichter muß sich von der Gewalt seelischer Erschütterungen hinreißen lassen, muß die Fähigkeit höchster seelischer Erregung besitzen, will er seine Aufgabe als Dichter erfüllen. Hören wir wieder Edschmid: „Der Mensch soll wieder großer, unmittelbarer Gefühle mächtig werden. So kann er sich steigern und zu Begeisterungen kommen, große Ekstasen aus seiner Seele aufschwingen lassen. Die letzten Fragen können erhascht, große Probleme des Lebens direkt attackiert werden. In ganz neuer Weise erschließt sich auf brandendem Gefühl die Welt.“ „Man lebt nur in Ekstasen“, sagt Hafenclever „Sohn“ und sehnt sich nach ungeheurer Erleben und Genießen. Ja, die Ekstase kann sich bis zum Wahnsinn steigern. Auch hier soll das Gefühl zur Tat treiben. Die Tat als Opfer ist ein beliebter Gegenstand der Dichtung („Bürger von Calais“). „Der Tatendrang in der Politik treibt zu Aufruhr und Umsturz. Kraft, Leidenschaft, explodierende Energie, rücksichtsloses, unbeirrtes Verfolgen eines Zieles werden in Dramen und Erzählungen verherrlicht“ (Wiegand, lit. Gesch.).

Aus dieser eigenartigen seelischen Verfassung ergibt sich naturgemäß eine dieser Erlebnisform homogene Gestaltung der äußeren Form, des Stiles. Die seelischen Erschütterungen, die der Dichter erlebt, müssen auch in der Sprache zum Ausdruck kommen. Auch die Sprache wird ekstatisch. Klopstocks Vorgänger und Zeitgenossen gebrauchten das Wort gemäß ihrer verstandesmäßig orientierten Weltanschauung und Erlebnisform lediglich als Begriff. Bei Klopstock dagegen hat die Sprache wieder Symbolkraft. Er will dieselben ekstatischen Erregungen, die er selbst erlebt, auch in dem Hörer hervorgerufen, daher ist er gezwungen, sich eine ganz neue dichterische Sprache zu formen. Seine ganze Sprachformung ist von hier aus zu betrachten und nur so in ihrer Eigenart zu verstehen. Seine sogenannte Dunkelheit wird von hier aus verständlich und er-

klärlich. Von den vielen Eigentümlichkeiten seines Stiles sollen nur die wichtigsten erwähnt werden. Zunächst seine fühne Art der Wortstellung. Diese eigenartige, dem Logiker unverständliche Wortstellung, begründet der Dichter selbst, wenn er sagt: „Vom Dichter muß man geradezu eine andere Wortfolge fordern, als vom Prosafassten. Der Dichter will nämlich den Ausdruck der Leidenschaft verstärken, etwas erwarten lassen, Unerwartetes sagen.“ Aus der Neigung, unmittelbares Gefühl, nicht verstandesmäßige Betrachtungen zu geben, entspringt ferner des Dichters Abneigung gegen den Artikel, vor allem gegen den unbestimmten, und gegen die Partikeln, wie Konjunktionen, Präpositionen und einfüßige Adverbia. Sorit Engert, der zum ersten Male im Zusammenhang auf diese Dinge hingewiesen hat, sagt: „Diese kleinen, meist unbetonten Wörter besitzen eben, so unentbehrlich sie oft auch für den grammatischen und logischen Bau des Satzes sind, feinerliche suggestive Kraft, beschränken aber, zumal im Verse, den Raum für kraftvolle Wörter in einer Weise, die die Eindruckswirkung beeinträchtigt, wenn nicht gar föhrt.“ Eine besondere Vorliebe zeigt der Dichter dagegen für die Interjektionen, die ja von der Sprache als unmittelbarer Ausdruck seelischen Lebens geschaffen sind. Auch der Parallelismus der Satzglieder ist hier zu erwähnen, der besonders in der hebräischen Poesie beliebt ist. Das Streben, denselben Gedanken in doppelter Form auszudrücken, entspricht vollkommen der Absicht des Dichters, im Hörer — denn für diese seine Verse gedacht — ein Gefühl mit besonderer Nachdruck hervorzurufen und zur höchsten Intensität zu steigern. Dierher gehört ferner die asyndetische Anordnung einzelner Satzglieder, wodurch ebenfalls der Eindruck einer lebhaften Aktivität erzeugt wird. Z. B. rauchet, schäumt, steigt, stürzt (De „Der Rheinfall“), wobei noch eine besondere Steigerung erzielt ist. Auch den Vers stellt Klopstock in den Dienst seiner Aufgabe. Inhalt und Form sind auch hier aufs engste mit einander verbunden. Karl Victor (Geschichte der deutschen Dde) sagt darüber folgendes: „Die dynamische Manier Klopstocks, welche Akten und nicht Ansetzung vermitteln will, fand in der antiken Rhythmit den freien Zwang, die gebundene Freiheit, die sie brauchte. In Reimstrophen ist diese Kunst nicht zu denken. Klopstock glaubte, daß die antiken Formen wahre Strophen der Leidenschaft seien; daß ihnen ein Gefühlscharakter immanent sei. Darum bevorzugte er sie. Von jeher hat er ein Bild ihrer dynamischen Qualität; die alcäische Strophe hat den erhabenen Schwung, darum neigt sie dazu, die Strophen ineinander laufen zu lassen (Enjambement); die erste Choriamb hat Feuer und lyrische Fülle. . . Jedem Gefühlszustand entspricht eine homogene Strophenform. Die rhythmischen Systeme haben für den Meister verborgene Gefühlskräfte. Jede wird an einem besonderen Gesicht erkannt, und alle zusammen machen einen Kanon der Gefühlszustände aus. Das erinnert von fern an Anschauungen des Parod.“ So zeigen alle seine Rhythmen, mögen sie entlehnt oder frei erfunden sein, die Bewegtheit des ekstatischen Inhalts. Es ist natürlich, daß der ekstatische Dichter, falls das vorhandene Sprachgut nicht ausreicht, die Erschütterungen seiner Seele sprachlich zu gestalten, Neubildungen schaffen muß. Dies tat auch Klopstock. Nur einige seien erwähnt: Neue Zusammenfassungen, die heute z. T. ganz und gäbe sind: gottgesandt, fruchtbelastet, tatenumgeben, ruinentretend, Ableitungen wie Erbarmen, Vergessen, Haßer, neue Fügungen: statt eines einfachen Verbuns mit einer Präpositionalverbindung das zusammengefaßte mit dem bloßen Akkusativ z. B. Höre die Woge Tod herrauschen, Der Mond schimmert Gedanken herunter. Häufig steht der Plural statt des Singular, z. B. die Frühen, die Tode, die Ruben. Auch die Bilder und Vergleiche sind in erster Linie für das Gefühl berechnet. Denselben Stil finden wir nun in der expressionistischen Dichtung mit dem wichtigen Unterschiede freilich, daß hier noch alles gesteigert ist und vieles geradezu unnatürlich wirkt. Das geht sogar soweit, daß man nicht mehr spricht, sondern laßt. Der tiefe Unterschied zwischen dem natürlichen, gesunden, naiven Expressionismus Klopstocks und der Unnatürlichkeit der modernen Dichtung wird uns hier klar. „Man gibt nicht mehr Sätze, sondern nur noch aufgeregte, kampfhaft hervorgerufene Schreie.“ Man erlaubt sich in der Behandlung der Sprache die größten Freiheiten, die sich nur aus der unnatürlichen Ekstase und dem Gefühlsüberchwang erklären lassen. Die Wortstellung ist deartig chaotisch, daß es schwer fällt, den Sinn herauszulesen. Werfel sagt z. B. „Werden treten wir nicht“ statt „werden wir nicht treten“, Sternheim statt „Du liebst sie“, „Es liebt sie Du“. Man spricht in abgerissenen Sätzen: „Kurz. Ich singe. Schmetternd wie ein Engel. Bin entschlossen. Uns kann keiner“ (Sternheim). Allgemein verbreitet ist das Weglassen des Artikels, das aber auch hier oft zur Unstille wird. „Und Stirn überhangen von süßer Lampe der Demut“ (Werfel). Dem Parallelismus Klopstocks entspricht ein leitmotivartiges Wiederkehren desselben Ausdrucks. Im Drama erfolgt oft Rede und Gegenrede in parallelen Satzgebilden. Auch hier ist der Einfluß der hebräischen Poesie unverkennbar. Solche Variationen desselben Gedankens finden sich oft in den Gedichten Werfels. Dasselbe Streben nach möglichst intensiver Ausdruckskraft, wie wir es bei Klopstock festgestellt haben, führt die moderne Dichtung zu Neubildungen. Däubler geht in dieser Beziehung bis an die Grenze des Erlaubten. Er sagt z. B. sie stern an, zerzüngeln, zerfildern, verjünglingen, umräffelter Tod, Pflanzlichkeit, in angeträumtem Schlummerebungsstillscheime, unverfuchter Mundstrom. Unnatürlich und kunnlos werden solche Neubildungen bei Joh. N. Wecher: der Gen — die — Himmel — Schaum, Wind — Tumulte, Früh — Stein — Meer. Bei Werfel finden wir neue Konstruktionen wie: er stirbt mich, meine Wunden bluten Niederlage, der Vater schläft auf und ab! (nach Wiegand). Ueßlich ist auch in der modernen Dichtung der Klopstockische Gebrauch des Komparativs im Sinne eines verstärkten Positivs. Es wären noch viele Eigentümlichkeiten des expressionistischen Stils aufzuführen, die sich bei Klopstock zwar nicht finden, die aber alle demselben Formerlebnis entspringen. Dies würde aber zu weit führen, da wir nur die Berührungspunkte der beiden Dichtern feststellen wollten.

MEMELER BANK

FÜR HANDEL UND GEWERBE

AKT.



GES.

Aktienkapital u. Reserven
ca. Lit. 1320000,-

Telegramm-Adresse: „Memelbank“

Eigene Geschäftshäuser in:

MEMEL

Marktstraße 44/45

HEYDEKRUG

Prinz-Joachim-Straße

(Als frühere Zweigniederlassung der Ostbank für Handel und Gewerbe in Memel im Jahre 1907 errichtet)

Auf Grund der vorliegenden Feststellungen können wir nun die Frage beantworten, welche Bedeutung Klopstock für die Gegenwart hat. Wir haben gefunden, daß Klopstocks Weltanschauung ihre tiefsten Wurzeln im religiös-ethischen hat, das wieder gerade in unserer Zeit als Ausgangspunkt einer Erneuerung der Menschheit betont wird. Die Einsichtlichen haben längst erkannt, daß die Religion ein unentbehrlicher Halt in den Nöten und Wirren unserer Zeit ist, das Einzige, was die Menschen einander innerlich verbindet und einen jeden über sich selbst erhebt, das Einzige, was dem Leben eine Tiefe gibt und es an Ewigkeit und Unendlichkeit teilnehmen läßt (Eucken). Hier kann und muß uns Klopstock ein Führer sein. Wir müssen erkennen, daß es einen Mittelpunkt in der Erscheinungen gibt, das Göttliche, Ewige, von dem aus alles in der Welt zu begreifen ist. Auf die Idee des Göttlichen schauen und aus ihr Kraft schöpfen, müssen wir die Wirklichkeit zu meistern suchen. Wie Klopstock müssen wir das Kleinste wie das Größte betrachten, fühlen, denken im Licht des Ewigen. Wir dürfen uns jedoch nicht auf ein bloßes Formelwerk beschränken, sondern aus dieser Einstellung zum Göttlichen muß die Tat der sittlichen Erneuerung entspringen. Wir haben ferner gesehen, daß Klopstock aus seiner religiös-ethischen Weltanschauung eine neuartige Form des Erbens gewonnen hat, die in schroffem Gegensatz zu der des Nationalismus steht, daß er den Nachdruck wieder auf die Kraft des Gefühls legt, mit dessen Hilfe er hinter die Geheimnisse des Lebens zu kommen sucht. Auch uns tut ein gefühlsmäßiges Erben bitter not. Freilich dürfen wir uns nicht in Gefühlschwärmereien hinreich lassen, die uns mit der Wirklichkeit in Konflikt bringen. Hierin gerade kann uns gerade Klopstock ein Vorbild sein, der kein weltfremder Schwärmer war, sondern einen gesunden Sinn für die Dinge der Welt hatte. Aus dem Vergleich zwischen dem Stile Klopstocks und dem der modernen Dichtung ist uns weiterhin klar geworden, daß der expressionistische Stil Klopstocks etwas Ursprüngliches, Natürliches, Neues hat, während die Formgebung der modernen Dichtung bewußt, mithin sehr oft unnatürlich, gesucht und überspannt wird. Viel Unklares, Gefuchtes, allzu Abstraktes ist hier zu finden. Aus dem laut tönenden Vorwärtstreiben der Modernen spricht oft allzu deutlich die Unfähigkeit, die Sprache zu gestalten. Vor dem unvernünftigen Streben, unter allen Umständen von der bis jetzt üblichen Kunstform abzuweichen und um jeden Preis etwas Absonderliches, noch nie Dagewesenes zu geben, könnte die moderne Dichtung durch eine Vertiefung in die Kunstanschauung und Kunstform Klopstocks bewahrt werden. Zusammenfassend können wir mit Horst Engert sagen: „So, frei von aller dogmatischen Kleinlichkeit aufgefaßt, kann uns auch Klopstock ein Führer zu seelischer Befundung, ein Erzähler zu neuer Innerlichkeit werden.“

Der ostdeutsche Mensch

von
Dr. Schreiber

Wer den hier angebotenen Gedankengang nachgehen will, findet in dem im Text aufgeführten Werke, ganz unplanmäßig zusammengefaßt, Führer zu eindringlicher Anschauung und Erkenntnis. Die drei Ecken weisen auf das Wichtigste hin.

Darf nicht zurück mehr schauen in meiner großen Not. Auf Ostlands grünen Auen — schieber über die Weiden — stehn Blümelein, die sind rot!

So schließt jener stämmige Sang des „Nach Ostland wollen wir reiten“, der vor fünf und sechshundert Jahren holländische nicht nur, auch nieder- und mitteldeutsche Bauern und Handwerker auf ihrem Zuge begleitete, über die Elbe hinüber — die Grenze des heiligen römischen Reiches dort, wo es deutscher Nation war — hinüber und vorwärts hinein in den unbegrenzten, dem unendlichen Osten.

Jene homerische Geister der Griechen vor Troja, wie sie die Schiffe hinter sich verbrennen, wurde wiederholt in den letzten Versen des Liedes. Sie zeigt die Stimmung derer, die Wochen und aber Wochen durch Unland und Wildwald ostwärts zogen, die weit und immer weiter die hohe ritterliche und bürgerliche Kultur vom Ausgang des deutschen Mittelalters hinter sich ließen und auf nichts ihre Sache stellten als auf den eigenen Arm, auf Axt und Pflug. Sie waren bereit, mit ihren Führern der Natur das abzuräumen, was an kulturellem Gut und zivilisatorischem Fortschritt dem alten Reich zwischen Elbe und Rhein ein allgenügender und selbstverständlicher Besitz war.

Gewiß hat jeder einzelne diesen Entschluß als eine Lebenswende empfunden; ebenso gewiß konnte keiner von ihnen es fassen, daß auch zu einer Lebenswende des deutschen Volkes durch die Summe all dieser Entschlüsse der Volk geleitet wurde. Denn neben die alten Stämme, die Schwaben und Bayern, die Franken und Sachsen trat durch die ostelbische Siedlung als jüngerer Bruder ein neuer, der ostdeutsche Stamm. Er sammelte Männer aus allen Stämmen um Rhein, Main und Weiser in sich, und da seine Bildung fast tausend Jahre später sich vollzog und auf ganz anderen Grundlagen, so mußte natürlich eine andere Weisheit in ihm sich prägen als im westelbischen Reich.

Als die Siedlung begann, nannten die alten Stämme eine reiche Vergangenheit bereits ihr eigen und eine blühende Gegenwart.

Unverbraucht und daher frohend von kulturellen Kräften in ursprünglicher Stärke waren sie auf die höchstentwickelte Zivilisation des Kaiserreichs von Rom gestoßen. Mit der ihr eigenen stöcklichen Behendigkeit hatte die miszellierende Zivilisation den Eigenwuchs der deutschen Kräfte umspritzt, hatte die Entwicklung des eigenen deutschen Geistes und der eigenen deutschen Seele zwar nicht verhindert, aber doch mächtig auf sie einwirken können. Schon Karl der Große unterschied nicht nur sein Christentum von den unbekehrten Sachsen Widukinds, sondern auch römisch-feltische Ahnen und römische Erziehung. Sie hatten kein Stammesbewußtsein soweit verbildet, daß es ihn nicht mehr hinderte, der „Sachsen-schlächter“ zu werden. In solcher Auseinandersetzung mit der gewaltigen zivilisatorischen Überlegenheit des imperium romanum hatten sie aber auch die Werte des antiken Kulturkreises sich zu eigen gemacht und waren an ihnen gewachsen.

Und allmählich erst hatte nach all diesen Kämpfen und Gärungen die Volksgemeinschaft der deutschen

Stämme die ihr eigene deutsche Form gefunden. Das Reich hatte sie sich gebaut aus dem feudalen Lebensstaaten weltlicher und geistlicher Verfassung, sie hatte es durchsetzt mit Stadtrechten und freien Städten. In ihnen und an den Höfen erwuchs eine deutsche Kultur. Aus der lateinischen Veriemacherei war allmählich eine deutsche Dichtung erwachsen; gewaltig erklang der Orgelton des Nibelungenliedes, umspinnen und umblüht von der Kunst der Minnesänger. Auf den Tafeln der Maler waren die Heiligen und Helden der Legende nicht mehr als Römer des Kaiserreichs, sondern als deutsche Ritter und Frauen erschienen. Aus den Tischen der deutschen Seele hatte über die starre Vollendung des scholastischen Dogmas hinweg das ewig irrende, ewig strebende, das faulische Herz die Verheißungen der Mystik sich errungen. Wertvollste alte Ueberlieferung, in welcher ästhetische und ethische Elemente sich seltsam mischten, hatte die Brüdergeschichten der Bauhütten fähig gemacht, als feinsten Zeugen dieser reichen Zeit den gotischen Dom frei zum Himmel, zum Höchsten streben zu lassen.

Unmittelbar aus dieser Blüte der gotischen Welt trat der ostdeutsche Stöcker ins Weltliche hinaus. Ihnen blieb die reiche Erinnerung als unverlierbarer geistiger Besitz. Nicht Homer und das Forum waren der Inhalt ihrer Lebensgeföhls, sondern das Straßburger Münster und das Nibelungenlied. Sie trugen die Erinnerung an diese Jahrhunderte des ausgehenden Mittelalters, in denen deutscher Geist des alten Reichs seine höchste und charakteristischste Form gefunden hatte. Sie trugen sie rein und als wertvolles Kleinod wohlbehütet durch fast ein halbes Jahrtausend, ausgefüllt von Kampf und Arbeit ganz und gar, wo auch der Sonntag zum Werttag geworden war und sie über Weil und Pflug hinaus kaum etwas denken, planen und ausführen konnten. Sie fanden zwischen Elbe und Weichsel und weiter an der baltischen Küste keine überlegenen Kulturen vor, mit denen sie sich nach der politischen Unterwerfung noch hätten geistig auseinandersetzen müssen. Unbehindert und kaum abgelenkt konnte Ostdeutschland sein geistiges und kulturelles Wachstum an den Werten der gotischen Kultur nähren.

Noch einmal war währenddessen der griechisch-römische Kulturkreis in seiner italienischen Umwandlung als „Renaissance“ über Deutschland hereingebrochen, unmittelbar nach dem Ausbruch der ostdeutschen Stöcker. Die westdeutsche gotische Kultur fiel dem Ansturm zum Opfer. Der antike Kanon wies die künstlerischen Anschauungen der Gotik als Primitiver und Greuel nach und verbannte sie in die Mumpelkammer. Noch dem jungen Goethe schloßen sich unter der Rubrik „Gotisch“, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, alle insonyrmischen Mißverständnisse, die ihm von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengepöppeltem, Aufgeblähtem, Ueberladendem jemals durch den Kopf gezogen waren!

Ostdeutschland bot dieser geistigen und künstlerischen Revolution kaum eine Angriffsfläche. Zwar fanden seine Bausteine, aber wer hätte sie für ein Objekt der künstlerischen Wertung angesehen? Eine eigene Dichtung gab es in dem neuen Lande noch nicht, die man hätte lehren können, deutsche Sitten nach antiken Metren zu messen. Jeder Vertreter der Intelligenz, der nach Osten ging, war ohnehin nur Träger der westlichen Urteile. Weder die bäuerliche noch die bürgerliche Gesellschaft war auf dem neubefiedelten Boden zu einer einheitlichen sozialen Schicht zusammengewachsen, die der Träger einer gemeinsamen gesellschaftlichen Kultur, einer spezifisch ostdeutschen Literatur hätte sein können. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde der Prozeß einer solchen Verharmelung beendet, und selbst dann noch blieben ethnographische Inseln zurück im weipreußischen Kasubenland und im litauischen Teil Ostpreußens.

Heinrich von Treitschke, Das deutsche Ordensland Preußen. (In: Ausgewählte Schriften Bd. I.) E. Pitzel, Leipzig.

Erich Marcks, Ostdeutschland in der deutschen Geschichte. Quelle u. Meyer, Leipzig 1920.

Philipp Streuß, Die Deutschordensliteratur des Mittelalters. M. Niemeyer, Halle 1910.

Paul Landau, Ostpreußische Wanderungen. Reichsverlag Hermann Kalkoff, Berlin 1917.

Joseph von Eichendorff, Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg. Herausg. von Dr. Schreiber als Bd. II der Nibelungen Heimathbücher. Danziger Verlagsgesellschaft, Danzig 1922.

Walther Harich, Das Ostpreußen. C. S. Beck, München 1922.

Erich Masche, Ostland. Sonderheft zum 4. Jahrg. des „Weissen Ritter“. Der Weisse Ritter-Verlag, Berlin 1922.

Edwald Spengler, Preußen und Sozialismus. C. S. Beck, München 1921.

Erst spät ist unsere Zeit dahin gelangt, diese beiden Kulturcharaktere, den westdeutschen und den ostdeutschen, als zwei nach ihrem Alter und ihrem Wuchs verschiedene Stammesindividualitäten zu erkennen. Erst spät hat man in den Schicksalen und den Leistungen des Ostens die charakteristische Lebenslinie sehen gelernt. Sie konnte gar nicht erkannt werden von einer Zeit, die in den Leistungen des Ostens keine eigenen Werte sah, sondern ärmere Nachahmungen des „fortgeschrittenen“ Westens. Es war auch kein ostdeutsches kulturelles Selbstbewußtsein da, das sich gegen mangelnde Anerkennung hätte durchsetzen können; es fehlte das Bewußtsein der eigenen Leistung.

Einige Beispiele dafür, wie noch im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts das „Reich“ den Osten sah: Ein populärer Erzähler gab (nicht als Ederz!) folgende Probe der Dichtung: „an der Grenze von Ostpreußen und Polen, wo sich das sogenannte Wasserpolnische mit dem preußischen litauischen Dialekt mischt:

„Ich sah in tiefen Dunkelheiten,
es fehlte mir an Lichtigkeiten;
da kam ein Wauzger, bunter,
den Schubber ruiter!“

Frau von Stael durfte ein Buch über Deutschland schreiben und von seinem Osten so wenig wissen, daß sie Ostland und Ostpreußen miteinander verwechselte. — Auch Humboldt, der doch etwas von Herders weitem Blick über Völkerschicksale hin schon

Befah, mußte seiner Frau aus dem „schrecklichen“ Königsberg nichts anderes über Ostdeutschland und seine Menschen zu schreiben als dieses: „Hier bringe ich dich nie her, und hier wohnen wir nie. Frankfurt (a. O.) sind die Säulen des Herkules; die jenseits wohnen, muß man mit Homer *γελῶντες* nennen, die alles, auch das Unzuversichende, versuchen.“ — Um 1819 schickte der preussische Kultusminister den Regierungsdirektor von Eichendorff nach Ostpreußen, „als in eine Provinz, die des Lichtes der Erkenntnis und der Erwärnung für alles Gute teilweise noch sehr bedürftig sei.“

Noch lange Zeit danach sah der ältere Westen keine eigene, selbständige Entwicklung bei dem jüngeren östlichen Bruder; er war für ihn etwas von einem Hinterwäldler, hinter dem „fortschritt“ des Westens recht langsam her. Immerhin war man sich des Unterschiedes, der Grenzlinie innerhalb der deutschen Gemeinschaft bewußt, wenn man auch ihr Wesen nicht erfaßte. Der Westdeutsche kam nach „Ostpreußen“ (nur, wenn er mußte), der Ostdeutsche fuhr „nach dem Reich“ (so oft er konnte). Der Osten war für die öffentliche Meinung unserer Zeit Krotzschin oder Waldteufel. Man holte daher große Karzoffeln und schickte dahin Konfession von vorgeheim. Oder — wenn sich das Denken auf andern Niveau bewegte — der Osten war Rohstoffgebiet, nicht nur für Korn, Karzoffeln und Holz, sondern auch für Arbeitskraft (dem Industriellen, dem General). In den Augen der westlichen Zivilisation hastet dem Ostdeutschen unwiderwärtlich etwas von den Eigenschaften des Rohstoffs an, körperlich, gesellschaftlich, geistig. So unbetriert war dieses Urteil, daß Holzogen im seinem Kriegsbuch seelenruhig allen Dreck und Mist und Läuse des Grabens und der Quartiere, die einander doch an allen Fronten nichts nachgaben, als ein Spezifikum Ostdeutschlands und Ostpreußens bezeichnete, ohne daß außerhalb der Grenze Ostpreußens das irgend jemandem verunwunderlich erschien.

Daniel Chodowiecki, Künstlerfahrt nach Danzig 1778. Hgg. v. W. Fraide, Grelshlein & Co., Leipzig-Berlin.

Johanna Schopenhauer, Jugendleben und Wanderbilder. Hgg. v. Dr. Schreiber als Bd. 3 der „Niederdeutschen Heimatbücher“. Danziger Verlagsgesellschaft, Danzig 1922.

Ernst v. Wolzogen, Landsturm im Feuer. (Niederdeutsche Heimatbücher) Berlin 1915.

Kann nicht solcher Minderachtung gegenüber der Osten stolz darauf hinweisen, daß von ihm aus, aus seiner staatlischen Entwicklung heraus die deutsche Einheit erreicht wurde? Nachdem schon vor hundert Jahren die unterbrochene Entwicklung durch die preussische Erhebung der Zeit um 1813 die neuen Impulse erhielt? — Sicherlich. Doch wird man ihm entgegen, es sei die Frage, ob Männer oder Völker die Geschichte machen, ob das Milieu oder die Persönlichkeit; es sei nicht unbedingt eine eigene Leistung, wenn ein Volk großen Führern willig gefolgt sei.

Der ostdeutsche Mensch braucht keine Leistungen nicht auf politischem Gebiet zu suchen. Zwei große künstlerische und geistige Taten geben ihm das Recht, sich ebenbürtig neben dem alten Reich zu fühlen. Den einen ewigen Wert sah er in der Frühzeit seines Lebens in den ostdeutschen Bausteinen; die andere Tat war die Befreiung des deutschen Geistes vom Dogma der antiken Form, die mit der ihr eigenen Querköpfigkeit unsere Sprache die „romantische“ Bewegung nennt.

In der Frühzeit seines Lebens die ostdeutschen Bausteine. Die gotischen Dome des „Reichs“ waren erwachsen aus dem höchstentwickelten handwerklichen Können der Baumeister und -geiellen. Ihr Kunstgesetz war nicht ein trockener seelenloser Maßstab, sondern das Band für eine Lebensgemeinschaft, eine Brüderlichkeit. Sie sicherte den inneren Zusammenklang, die zweckvolle Gemeinschaft für die Arbeit ihrer Glieder. Sie sicherte die Einheit ihrer Meister die volle Beherrschung der Technik seines Handwerks und hob seine seelische Bildung zu einer Höhe, die ihn befähigte, aus dem Handwerk das Kunstwerk erwachsen zu lassen. Darum ist die Kathedrale nicht aus dem Stiff eines klügelnden Kopfes am Bogen Papier erwachsen, sondern aus der Eingliederung des rohen, zu behauenden Steines in den künstlerischen Willen freier und wertvoller Menschen, nicht Knechte einer Zunftregel, sondern Könnern einer Kunst, einer königlichen Kunst.

Jeder freie Baumeister wird seine Bauformen nach der Landschaft wandeln, aus der er einen Bau wachsen lassen will. Als man sie vom Rhein und der Donau in das neue Christenland über die Elbe rief, bildeten sie ihre Kunst mit souveräner Meisterhaftigkeit um.

Nie haben sie die reicheren Bauten der alten Heimat verachtet in der färglichen Armut des Ostens nachzubilden. Aus dem neuen Lande nahmen sie den natürlichen Baustoff, den Backstein. Aus dem zum Himmel strömenden, zum Himmel sich auflösenden Sandstein wurde die still und fest in sich geschlossene Backsteinkirche. Sie gliederte sich so wunderbar harmonisch in die Landschaft ein, daß bis vor wenig Jahrzehnten niemand diese Bauten als etwas Besonderes empfunden hat, als eigene Werte etwa neben St. Elizabeth in Marburg und dem Straßburger Münster.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fand Wilhelm Lübke, der bekannte Kunsthistoriker, erst und begeistert die architektonischen Schönheiten der Ostdeutschen in Ostpreußen und gab seine Entdeckung im „Deutschen Kunstblatt“ bekannt. Ihm folgte Schmause in seiner großen Kunstgeschichte. Steinbrecht endlich, der Wiedererbauer der Marienburg, gewann für sein wissenschaftliches und ästhetisches Urteil die volle Arbeit: „Es mag anderwärts gewaltiger geplant, reicher gebaut sein; an harmonischer Wirkung kommt diesen Werken nichts voraus.“

So empfinden wir heute die Backsteinkirchen und Backsteinburgen im ostdeutschen Lande als kongruenten Ausdruck des in dieser Landschaft gewachsenen Stammes, der von dieser Landschaft geformten Seele. Alles ist gebunden in eine Werkgemeinschaft. Alles wächst ruhig aus einem fest erfassten Baugrunde. Aus dem Gefüge der Mauern und Bogen spricht die staatlisch verordnete Sozialgestaltung, die Beamtentradition des deutschen Ordensstaates. Die herbe und gebrängte Schönheit spricht von der in

harter Arbeit und Not durch Natur und den Feind an der Grenze anergogenen Gemeinverantwortung. Raum je folgte der schwereren ringenden Arbeit eine Zeit ruhigen Genusses, schöner Erfindung; darum eben fehlt dem Bilde des Ostens die gefällige Linie des gepflegten Neuen: ein holzschnittenes Charaktergefiel hat sich ihm geformt. Es ist wohl anders als das Gefiell der deutschen Sandsteingotik; doch es ist nicht weniger edel.

Hermann Schmitz, Die Gotik im deutschen Kunst- und Geistesleben. Verlag f. Kunstwissenschaften, Berlin 1921.

Wilhelm Vorringer, Formprobleme der Gotik. R. Piper & Co. 8. Aufl. München 1920.

Karl Scheffler, Der Geist der Gotik. Inselverlag, Leipzig 1917.

Dangewiesche, Karl Robert, Königstein a. Taunus: Folgende „Blauwe Bücher“ in Quart: Deutsche Dome des Mittelalters, v. W. Pinder.

Deutsche Burgen und feste Schlösser. Große Bürgerbauten. Tore, Türme und Brunnen.

*** Hans Munch, Norddeutsche Backsteingotik. Georg Westermann, Braunschweig 1919.

*** Hans Munch, Norddeutsche gotische Plastik. Georg Westermann, Braunschweig 1920.

Hilde von Beckerath, Das Niederdeutsche Dorf. Georg Westermann, Braunschweig 1921.

*** Gustav Wolf, Das norddeutsche Dorf. R. Piper & Co., München 1923.

*** Gustav Wolf, Die schöne deutsche Stadt: Norddeutschland. R. Piper & Co. München 1913.

Richard Dethleffen, Das schöne Ostpreußen. R. Piper & Co. München 1916.

Hermann Ehrenberg, Deutsche Malerei und Plastik von 1350—1450. Kurt Schroeder, Bonn 1920.

Moeller van den Bruck, Der preussische Stil. R. Piper & Co., München 1916.

Wolfgang von Goethe, Von deutscher Baukunst. D. M. Ervini a Steinbach 1773.

Die andere Tat des ostdeutschen Stammes war die Befreiung des deutschen Geistes von dem Dogma der Antike durch den geistigen Aufstand der Romantik gegen den Klassizismus.

Solange nicht zum mindesten die bürgerliche Gesellschaft in der östlichen Siedlung zusammengewachsen war zu einer Stammesgemeinschaft, konnten biologisch neue geistige Kräfte dort nicht sichtbar werden. (Heute noch gibt es eigentlich amerikanische Literatur nicht; sie ist englisch mit amerikanischem Akzent.) Erst nach der Mitte des 18. Jahrhunderts sind die Vorbereitungen dafür gegeben.

Blut und Kultur der ostdeutschen und der slawischen Stämme waren zusammengewachsen mit den Sitten der Stöcker. Die jedem Koloniallande eigene Schichtung der Gesellschaft hatte sich allmählich gelöst und eine einheitliche bäuerliche oder bürgerliche Gesellschaft entstehen lassen.

Inzwischen war im deutschen Geistesleben der Sieg des Klassizismus vollkommen, die Ueber von den eigenen Werten der deutschen Kultur endgültig. Als Friedrich der Große den vollständigen Text des eben wiedergefundenen Nibelungenliedes gelesen hatte, urteilte er: „Meiner Einsicht nach sind solche Gedichte nicht einen Schuß Pulver wert und verdienen nicht, aus dem Staube der Vergangenheit gezogen zu werden.“ Zur gleichen Zeit schrieb Schiller in seiner „Theorie der schönen Künste“, der ästhetischen Bibel des ausgehenden 18. Jahrhunderts: „Man bedient sich des Weimortes gotisch in den schönen Künsten, um dadurch einen barbarischen Geschmack anzudeuten. Vornehmlich scheint es eine Unschicklichkeit, den Mangel der Schönheit und guter Verhältnisse in sichtbaren Formen anzuzeigen.“

Sobald ein eigenes geistiges Leben im Osten einsetzte, sah es sich durch die im Westen herrschende Lehrmeinung von den unvergeßenen Quellen des eigenen geistigen Wachstums abgeschnitten, von der Blüte der deutschen Lehre, Sage und Dichtung in gotischer Zeit.

Schon einmal hatte einer aus dem schlesischen Osten rebelliert, Christian Günther, hatte die gekliffelten und verhäubten Scharten seiner Zeit angeblasen mit der rauhen, frischen Luft seiner Erlebnis- und Bekenntnisdichtung.

Langsam und systematisch schmiedeten die Ostpreußen Hamann und Herder die geistigen Waffen für die im Osten heranwachsende junge Mannschaft, die gegen die Herrschaft des Klassizismus protestierte und die Rückkehr zur deutschen Vergangenheit verlangte. In unvergleichlichem Ansturm wurde die Front der Klassischen Kunst überannt und das Banner der Romantik auf den eroberten Wällen aufgespannt. Jeder Name der kämpfenden Führer prägt die landschaftliche Bestimmtheit, prägt den ostdeutschen Charakter dieser Bewegung stärker aus, vom Sachsen Schlegel und dem Märker Tieck über den Ostpreußen Hoffmann zu dem Schlesier Eichendorff.

Es ist erstaunlich, daß die fast lückenlose Zugänglichkeit aller Träger der romantischen Bewegung zum ostdeutschen Stamme nicht schon früher erkennen lehrte, daß hier seine erste eigene geistige Tat in die Welt trat.

Jahrhunderte nach der frühen architektonischen Leistung seiner Bausteinkanten fand hier in der Romantik der ostdeutsche Geist seine eigene Art.

*** Josef Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften. 3 Bde. Josef Gabel, Regensburg.

*** Josef Nadler, Die Berliner Romantik 1800—1814. Erich Reiss, Berlin 1921.

Walther Harich, E. L. A. Hoffmann: Das Leben eines Künstlers. 2 Bde. Erich Reiss, Berlin. Novak, Die Christenheit oder Europa. (Inselbücherei Nr. 21.)

Der bodenständige ostdeutsche Mensch ist in den Tiefen seines Lebensgeföhls noch heute Stöcker. Er ist gewöhnt daran, mit Gliedern eines anderen Volkes zusammen zu leben, bürgerliche und staatlische Gemeinschaft mit ihnen einzugehen, ohne oberer- und ohne Herrscherinstinkte, nur mit dem Instinkt des kategorischen Imperativs: dem eigenen Bewußtsein Genüge zu tun.